

„Gebt ihr ihnen zu essen!“ (Lk 9,13)

Optionen für eine diakonische Pastoral

Antrittsvorlesung Univ.-Prof. Dr. Johann Pock am 8.10.2010

„Seit meiner Kindheit bin ich den Menschen auf der Spur.
Ich fragte viel.
Ich blieb sitzen, wo viele gingen.
Ich lasse die Menschen nicht aus den Augen.
Seit meiner Kindheit bin ich den Menschen auf den Fersen.
Auf diesem Weg
hab' ich viel von Gott entdeckt“.

Mit diesen Worten hat der steirische Priester und Dichter Martin Gutl etwas ins Wort gebracht, was ich als ein zentrales Moment meiner eigenen Theologie und als wichtigen Zugang zur Pastoraltheologie insgesamt ansehe. Man mag es die „anthropologische Wende“ in der Theologie nennen, die Wende hin zum Menschen, die nicht zuletzt durch Karl Rahner eingeläutet und wissenschaftlich aufbereitet wurde. Man kann es aber auch einfach als eine gelungene Umsetzung dessen ansehen, was eine am biblischen Zeugnis und hier nicht zuletzt beim Evangelisten Lukas ansetzende Theologie ausdrückt: es geht um den Menschen; und wer sich um das Heil der Menschen sorgt, der ist auch auf der Spur Gottes.

Vorbemerkungen

Damit bin ich aber schon mitten in der Thematik, der ich heute nachspüren möchte – nämlich der Frage nach Grundsätzen einer Theologie und einer Pastoral, die sich einer doppelten diakonischen Option, nämlich im Dienst der Menschen und im Dienste Gottes zu stehen, verpflichtet weiß. Denn diese Option sehe ich als Leitmotiv meines Lehrens und Forschens an – und als ein Desiderat für pastoraltheologisches Forschen wie auch für pastorales Handeln überhaupt.

Pastoraltheologie beschäftigt sich mit dem Handeln der Kirche in der Welt – denn Pastoral ist nach dem II. Vatikanischen Konzil genau das: Kirche und Welt nicht nur theoretisch aufeinander zu beziehen, sondern die Praxis dieses Handelns zu gestalten und auch zu reflektieren.

Ich stelle diese meine Überlegungen unter ein biblisches Bild, die Speisung der 5000 im Lukasevangelium, und möchte anhand dieses biblischen Beispiels aufzeigen, dass eine diakonische Theologie genauso wie eine diakonische Kirche nicht **eine** Option unter **vielen** ist; etwas, wofür oder wogegen man sich entscheiden kann,

sondern dass Diakonie ein Leitmotiv in jeglichem pastoraltheologischen, pastoralen und somit auch kirchlichen Handeln zu sein hat – und dass eine solche Sichtweise auch ganz konkrete Konsequenzen hat oder haben müsste. Die zeitliche Begrenzung eines Vortrags zwingt dabei zu einer methodischen und inhaltlichen Beschränkung: Methodisch, weil ich hier nicht alle möglichen und praktisch-theologisch notwendigen Schritte einer Situationsanalyse vollziehen und darlegen kann. Inhaltlich, weil das Feld der Diakonie mittlerweile so breit ist, dass ich auch hier nur einige ausgewählte Punkte benennen kann.

Mit Diakonie, im Deutschen einfach mit „Dienst“ zu übersetzen, bezeichnen die christlichen Kirchen ihre soziale Arbeit.¹ Ich möchte in diesem Vortrag ein sehr weites Verständnis von Diakonie vertreten: nämlich nicht nur Diakonie als ein Handlungsfeld oder einen Grunddienst von Kirche, sondern als eine Grundhaltung, welche jegliches Handeln von Kirche prägen und durchziehen sollte. Und ich werde die Begriffe „Diakonie“ und „Caritas“ immer wieder synonym verwenden – im Bewusstsein, dass damit auch unterschiedliche Verbände und Konzepte bezeichnet werden.

1. Caritasboom und Diakonievergessenheit

Wie ist es um diese Diakonie bei uns bestellt? Der erste praktisch-theologische Schritt ist ein Blick auf die konkrete Situation. Und dieser Blick auf die aktuelle Situation der Kirche stimmt nachdenklich und wird seit vielen Jahren mit dem Begriff der „Krise“ beschrieben. Phänomene dieser Krise sind dann vielfältige: Kirchenaus-tritte, Missbrauchsvorwürfe oder abnehmende Priesterzahlen.

So wurde z.B. in dieser Woche gemeldet, dass nach Wien nun auch die Stadt Salzburg schon weniger als 50% Katholikinnen und Katholiken hat. Gleichzeitig aber boomen sozial-caritative Einrichtungen, wie nicht zuletzt die vielfältigen positiven Berichte der vergangenen Wochen über Projekte von Caritasverbänden und Diakonie zeigen. In der Praxis und in der medialen Öffentlichkeit ist dieser Bereich von Kirche somit jener, der Aufatmen lässt; der Hoffnung vermittelt; der für Menschen attraktiv ist.

Die klassischen Felder der Pastoral – die Seelsorge in den Pfarrgemeinden, die Sakramentspendungen und auch die Einzelseelsorge – sind hingegen auf der Suche nach ihrer Identität, da alte volkskirchliche Selbstverständlichkeiten auch in den frömmsten Dörfern nicht mehr funktionieren, wie mein geschätzter Kollege, der Grazer Pastoraltheologe Rainer Bucher, in vielen Publikationen deutlich aufweist.

Dass Diakonie aber auch die Hintergründe für die Notwendigkeit diakonischen Handelns keine Innerkirchliche Frage ist, dürfte auch deutlich sein: So weist Herbert Haslinger in seiner Diakoniestudie Soziale Spaltung mit den Phänomenen von Armut und Reichtum, von gerechter und ungerechter Ungleichheit sowie auch das

¹ Haslinger, Diakonie, 9.

Phänomen einer Individualisierung, die häufig mit einer Ent-Solidarisierung verbunden ist, als zentrale gesellschaftliche Faktoren nach. Und während auf der einen Seite die Diakonie sogar als Glaubwürdigkeitserweis der Kirche gilt und Menschen davon abhält, die Kirche zu verlassen, gibt es gleichzeitig das Phänomen, dass die Wahrnehmung von Diakonie als pastoralem, kirchlichem Handeln zu kurz kommt.

So hat der Paderborner Pastoraltheologe und Pastoralpsychologe Christoph Jacobs jüngst in einer empirischen Befragung von Gläubigen im Blick auf ihre Wahrnehmung der pastoralen Veränderungen festgestellt, dass die Dimension der Diakonie häufig übersehen wird: Man bemerkt den Priestermangel; man sieht die strukturellen Änderungen, wenn Pfarren zusammengelegt werden – und all dies wird sofort mit Kirche identifiziert. Was sich im sozial-caritativen Bereich tut, schreibt man der Caritasorganisation zu, den einzelnen Projektträgern – aber nicht grundsätzlich auch der Kirche.

Dasselbe Phänomen zeigte sich bereits bei der Erstellung des Passauer Pastoralplans PEP vor 10 Jahren, der als mustergültiger Prozess in der Beteiligung der kirchlichen Basis gelten kann: hier musste die Diakonie von der Leitungsebene her eingemahnt werden, da sie in den ersten Texten der Basis zu wenig bis gar nicht vorkam.

Das Problem liegt also darin, dass Kirche vor allem über diese klassischen Felder definiert und wahrgenommen wird – und dass die Caritas vielfach als eigenständige Organisation gesehen wird – vielleicht sogar als die „menschlichere“ oder „vertrauenswürdigere“² Kirche. Diese sogenannte ekklesiologische „Doppelstruktur“ ist sicherlich in Deutschland noch viel stärker als in Österreich, aber ich meine sie auch bei uns zu finden. Pfarren, Pfarrgemeinden sind für die pastorale Arbeit zuständig; die Caritas oder die evangelische Diakonie für die Organisation von sozialen Hilfeleistungen. Vor allem in Österreich mit der hervorragenden Pfarrcaritas ist dieser Bereich aber nicht nur im Verband, sondern auch vor Ort, in Menschnähe, implementiert – etwas, was nicht hoch genug einzuschätzen ist. Und dennoch meine ich, dass wir noch einen Schritt weiter gehen sollten – nämlich das diakonische, caritative Tun als genuin pastorales, seelsorgliches Handeln anzuerkennen.

Denn es gibt eine feststellbare Diakonievergessenheit, die Ulrike Hudelmaier in ihrer Dissertation an mehreren Phänomenen festmacht: am Rückgang einer solidaritätsfördernden religiösen Praxis; an der Vernachlässigung diakonischer Elemente in der Eucharistie; am Verlust der institutionalisierten Verantwortlichkeit für die Diakonie sowie an einer unzureichenden diakonischen Bildung der pastoralen Mitarbeiter – wobei sie sich hier explizit auf die Situation in Deutschland bezieht.

Im Prinzip stehen wir mit dieser eigenartigen Diakonievergessenheit in den Spuren der Apostel und Jünger Jesu: Denn auch ihnen gegenüber musste Jesus mehrfach die Bedeutung der Nächstenliebe einschärfen.

² Haslinger, Diakonie, 109.

An einem konkreten biblischen Beispiel möchte ich daher in einem zweiten Schritt aufzeigen, dass Diakonie ein unverzichtbarer Auftrag der kirchlichen Pastoral ist und nicht nachrangig gegenüber der Verkündigung oder der Liturgie gesehen werden darf.

2. Biblische Kriterien für die Diakonie

2.1. In der Diakonieschule Jesu

Die von mir gewählte Stelle findet sich im 9. Kapitel des Lukasevangeliums. Hier wird zunächst geschildert, wie Jesus die Zwölf Apostel bevollmächtigt, Dämonen auszutreiben und Kranke zu heilen. Dann sendet er sie aus „mit dem Auftrag, das Reich Gottes zu verkünden und zu heilen“ (Lk 9,2). Als sie zurückkommen und Jesus sich mit ihnen in die Einsamkeit zurückzieht, folgt ihnen eine Menschenmenge. Es wird weiters berichtet, dass Jesus sich der Menschen annimmt, ihnen vom Reich Gottes predigt und alle heilt, die seine Hilfe brauchen.

Eduard Schweizer kommentiert diesen Aspekt so: „Die Zeit der Ruhe, die zur Missionsarbeit gehört, schließt die Bereitschaft ein, sich durch Menschen in Not stören zu lassen. So tritt neben den Dienst des Wortes die irdisch-konkrete Hilfe, in der sich Schöpfermacht erweist.“³ Dem Evangelium dienen und den Menschen dienen – beide Aspekte werden hier innerhalb weniger Verse als die zentralen Sendungsaufträge Jesu benannt.

Wie geht es im Evangelium weiter? Die Notsituation kommt am Abend, als es um die Verpflegung der Menschen geht. Die Zwölf machen den Vorschlag: „Schick die Menschen weg, damit sie in die umliegenden Dörfer und Gehöfte gehen, dort Unterkunft finden und etwas zu essen bekommen; denn wir sind hier an einem abgelegenen Ort.“ (Lk 9,12)

Die Apostel haben also eigentlich eine sehr gute Wahrnehmung der Notsituation: da sind Menschen, und die werden Hunger bekommen. Sie möchten der Notlage zuvor kommen und die Menschen wegschicken. An diesem Punkt fällt der Satz Jesu, der alles in neuem Licht erscheinen lässt: „Gebt ihr ihnen zu essen!“ Es ist eigentlich eine paradoxe Intervention: Wie sollen die Zwölf mit ihren 5 Broten und zwei Fischen 5000 Männer satt machen?

William Hendriksen⁴ sieht als einen möglichen Grund dieser Anweisung, dass Jesus die Jünger zwingt, **Verantwortung** zu übernehmen. Mehrmals im Evangelium sind es nämlich die Jünger, die jemanden wegschicken wollen: hier das Volk; in Mt 15,23 die Syrophönizierin; in Lk 18,15 jene, die kleine Kinder zu Jesus bringen möchten.

³ Eduard Schweizer, Das Evangelium nach Lukas (NTD 3), Göttingen 1993, 101f.

⁴ William Hendriksen, New Testament Commentary, ¹⁰2002, 478.

Und Jesus ist jener, der sie daran hindert und zwingt, unangenehmen Situationen nicht auszuweichen.

Eine andere Deutung erklärt diese Brotvermehrungsszene **christologisch**; d.h. sie sagt etwas aus über Jesus als den Christus. So meint Heinz Schürmann: „Sie erweist Jesus nicht mehr als den messianischen ‚Hirten‘ der Endzeit, sondern als helfenden ‚Heiland‘, der den Seinen allezeit – besonders beim Herrenmahl – vergebend und nährend gegenwärtig ist.“⁵

2.2. Die Verbindung von Diakonie und Mahl

Damit aber ist der zentrale Anklang an das eucharistische Mahl in den Blick genommen. Jesus ist bei Lukas derjenige, der beim Brotbrechen erkannt wird (wie z.B. in Lk 24 beim Mahl mit den Emmausjüngern). Diese Anklänge sind im Lukas-evangelium zugleich verbunden mit dem Zöllnergastmahl in Lk 5,29-32 sowie mit dem abendlichen Mahl in den frühen Gemeinden (Apg 2,42). Brotbrechen, Eucharistie – und Speisung der Hungrigen, Diakonie, sind zusammengedacht.

Schürmann sieht in der Anweisung an die Jünger einen Auftrag, der auch schon vorausweist „in eine Zukunft von Herrenmahlfeiern, in denen die Jünger von Gemeinde zu Gemeinde nicht nur die ‚Eucharistie‘ sprechen und ‚das Brot brechen‘ werden, sondern auch die Armen in den Gemeinden speisen sollen“⁶ Und er sieht in dem Wort „Gebt ihr ihnen zu essen“ eine Parallele zum Befehl des letzten Abendmahls: „Tut das zu meinem Gedächtnis“ (Lk 22,19; 1Kor 11,24f)

Und man könnte hier auch eine Vorwegnahme von Apg 6 sehen, wo es heißt, dass die Apostel „an den Tischen dienten“ (diakonein trapezais). Und auch da ist der doppelte Dienst gemeint: der Dienst des Brotbrechens beim Abendmahl, aber auch der Dienst der Versorgung der Bedürftigen.

Bei aller Berechtigung einer Deutung auf die Eucharistie hin betont jedoch Rudolf Pesch in seinem lesenwerten Büchlein „Über das Wunder der Brotvermehrung“: „Wo aber die Deutung auf eine eucharistische Verheißung zum Ersatz für den Anspruch des Wunders ‚Gebt ihr ihnen zu essen!‘ wird, ist dies eine verkürzende Umdeutung, eine Flucht vor dem Text in ein sakramentales Alibi.“ (S. 113)

Und er fährt fort: „Die Wahrheit liegt im Zusammenhang von beidem: Ohne die Gemeinschaft am Tisch Jesu im Kult keine Sendung zur Tischgemeinschaft auch im Alltag. Und ohne eine Gemeinde als Tischgemeinschaft nur ein abgehobener Kult am Altar – oft eine bloße Vertröstung auf den Tisch im Himmel.“ (S. 113) Und er wird noch deutlicher und sagt: „Die Gemeinde, die singt: ‚Der Herr ist mein Hirt, mir wird nichts mangeln ...‘ und nicht die Hungernden sättigt, die nicht das Wunder der Brotvermehrung für möglich hält und erfährt, ist keine messianische, keine christliche Gemeinde.“ (S. 113)

⁵ Schürmann, Lukas I, 513.

⁶ Schürmann, Lukas I, 514.

Dass bereits das Essen in der Gemeinschaft selbst ein Zeichen des anbrechenden Reiches Gottes ist, gewissermaßen ein „Reich-Gottes-Happening“, zeigt Joachim Kügler in seinem soeben erschienenen Buch: *Hungrig bleiben!? Warum das Mahlsakrament trennt und wie man die Trennung überwinden könnte*. Und er verweist zu Recht darauf, dass gerade von diesen Mählern und der bewussten Einbeziehung von Sündern durch Jesus in diese Mähler sich die Frage der Praxis des Ausschlusses aus der Eucharistiegemeinschaft neu stellt.

2.3. Die Ressourcenfrage und die Strukturierung der Hilfe

Woher kommt in der Lukasstelle dann die Rettung aus der Notlage? Der Ausgangspunkt der Brotvermehrung ist bei Lk das, was die Apostel bei sich haben (im Gegensatz zu Mk, wo das vermehrt wird, was die Menge dabei hat). Der Blick Jesu richtet sich also im Gegensatz zu den Jüngern nicht darauf, was alles fehlt, sondern darauf, was da ist – auch das kann ein hilfreicher Perspektivenwechsel sein.

Und er strukturiert die Hilfeleistung: Er lässt die Jünger die Menschenmenge in kleine Gruppen zu je 50 aufteilen. In der Herstellung einer überschaubar gegliederten Versammlung liegt nach Rudolf Pesch ein wesentlicher Grund für das Gelingen des Wunders. Ähnliche Strukturmaßnahmen zur Organisation der Hilfe für eine große Menge finden sich schon im AT. So hat Mose nach Ex 18,1-27 Älteste als Richter in Israel eingesetzt. Sie sollten Vorsteher für je tausend, hundert, fünfzig und zehn sein.

Jesu Anweisung in der Brotvermehrungserzählung spiegelt somit diese Ordnung des Gottesvolks in überschaubaren Gruppen wieder. Pesch spricht davon, dass mit einer solchen Gruppengröße „Lern- und Tischgemeinschaft“ möglich ist. Schürmann sieht darin jene Anzahl wiedergegeben, „die sich in den Gemeinden kat' oikon (Apg 2,46) versammeln konnte“⁷ – also in den Größen von Hauskirchen. Damit aber wird der diakonische Dienst der Speisung der Menschen zu einem Strukturelement für Gemeinde.

Im Hintergrund steht also die Erfahrung, welche die Apostelgeschichte widerspiegelt: Die Erfahrung der frühen Jerusalemer Gemeinden von Mählern, „bei denen Arme neben Reichen sitzen, Agapemähler, damit die Sklaven und weniger Bemittelten wenigstens einmal am Tag, am Abend satt werden können“ (S. 120). Damit war die damalige Klassengesellschaft durchbrochen; klassenlose Tischgemeinschaften bildeten die Urzellen unserer christlichen Kirche.

Wichtig ist aber, dass die Notlage nicht einfach durch eine Strukturmaßnahme behoben wird. Sondern es ist Gottes Handeln, das dieses Wunder möglich macht. Pesch formuliert so: „Das *theologische* Passiv (das vom Handeln Gottes spricht), ist also auch ein *ekklesiologisches* Passiv (das vom Handeln der Kirche, ihrer Gemeinden spricht): Das Gottesvolk ist Gottes Instrument, durch das er die Hungernden sättigen will. Gott handelt durch Menschen, die sich von ihm sammeln lassen.“ (S. 155)

⁷ Schürmann, Lk I, 516.

Alles, was man hat, für die Linderung der Not einzusetzen; die nötigen Strukturen dafür zu schaffen – und all dies im Wissen darum, dass die eigenen Mittel immer zu wenig sein werden, und dass wir in der Hilfestellung für die Armen Werkzeuge des Handelns Gottes sind – ich meine, dass dies nicht die schlechtesten Kriterien sind für eine diakonische denkende und handelnde Kirche.

Vor allem steckt darin viel Sprengkraft: im Blick auf neu zu denkende Strukturen und Ämter; in Lateinamerika im Blick auf eine Option für die Armen, welche Sprengkraft für eine hierarchisch denkende Kirche birgt.

Die hier kurz analysierte Stelle ist nur eine unter vielen, von denen aus man den diakonischen Auftrag von Theologie und Kirche ableiten kann – und jede einzelne Stelle hat noch ihre ganz eigenen Schwerpunkte. Diese darzulegen würde aber den Rahmen dieses Vortrags sprengen.

3. Kriterien einer diakonischen Theologie in lehramtlichen Texten

Kriterien für eine diakonische Theologie sind aber nicht nur aus den biblischen Texten sondern auch aus der kirchlichen Tradition zu erheben. Auch dazu nur ein kurzer, exemplarischer Blick.

Eine verstärkte diakonische Ausrichtung der Kirche zu betonen, ist einer der großen Verdienste des II. Vatikanums, und sie zeigt sich besonders in den Texten der Pastoralkonstitution *Gaudium et Spes*. Die Begründung liegt dabei im Zusammenhang des Doppelgebots von Gottes- und Nächstenliebe, das eine Einheit von Glauben und Leben impliziert. Pastoral und Seelsorge wird in weiterer Folge als Sorge um den ganzen Menschen und um die ganze Welt definiert. Die Diakonie hat seit damals in der Diskussion über die kirchlichen Grundvollzüge eine stetige Aufwertung erfahren und gilt mittlerweile fast unhinterfragt als einer der zentralen Aufträge der Kirche neben der Liturgie, der Verkündigung und der Gemeinschaft.

Dass Diakonie nicht nur *ein* Arbeits- oder Aufgabenbereich von Kirche ist, sondern alle Vollzüge und das ganze Handeln von Kirche zu prägen hat, habe nach dem Konzil viele Bischöfe und viele Synoden in ihren Texten ausgesagt. Eine Aussage möchte ich hervorheben: Die Caritas der Erzdiözese Wien verweist in ihrem Leitbild auf einen Satz von Kardinal Franz König anlässlich des 50jährigen Bestehens der Caritas der Erzdiözese Wien 1971: "Caritas gibt es, seitdem es die Kirche gibt, und solange es die Kirche gibt, wird es eine Caritas geben. Denn solange es diese Kirche gibt, wird die Verwirklichung der Nächstenliebe Prüfstein für die Gottesliebe sein."

Auch Papst Johannes Paul II. war die Caritas ein Anliegen. Und bei aller Zentrierung auf die Eucharistie sagt er gerade in seiner Enzyklika über die Eucharistie (und die Caritas der Erzdiözese Wien hat diese Aussage auf die Startseite ihrer Homepage gestellt):

"Was nützt es, wenn der eucharistische Tisch überreich mit goldenen Kelchen bedeckt ist, während [der Arme] Hunger leidet? Beginne damit, den Hungrigen zu sättigen, dann verziere den Altar mit dem, was übrig bleibt."

Und dass die Antrittsenzyklika von Papst Benedikt XVI. sich der „Caritas“ widmet, kann ebenfalls als ein Zeichen dafür gewertet werden, dass die Diakonie ihren angemessenen Platz im Lehramt der Kirche gefunden hat. In Nr. 16 seiner Enzyklika „Deus caritas est“, „Gott ist die Liebe“, betont Papst Benedikt die Einheit von Gottes- und Nächstenliebe, und er sagt sogar, „dass die Behauptung der Gottesliebe zur Lüge wird, wenn der Mensch sich dem Nächsten verschließt oder gar ihn hasst.“ (DCE 16)

Und erst vor wenigen Tagen hat der Papst anlässlich des Gedenktages des Heiligen Vinzenz von Paul darauf hingewiesen, dass Nächstenliebe nicht ein Gefühl sei, sondern eine konkrete Hilfe meine. Ich zitiere: „Es geht nicht darum, die bessere oder schlechtere Caritasarbeit zu machen. Sondern es geht um eine christliche Grundhaltung, die sich durch jegliches christliches Handeln und im Speziellen in jeglichem pastoralen Handeln zeigen muss.“

Damit könnte man glauben, dass alles in bester Ordnung wäre. Die Diakonie hat die ihr zustehende Bedeutung in Theologie, Lehramt und Kirche erhalten – oder doch nicht? Ist es angesichts solcher Aussagen nicht überflüssig, die Bedeutung eines diakonischen Ansatzes für Theologie und Kirche einzumahnen?

Ich glaube nicht. Nachdenklich stimmen mich nämlich Ereignisse, die zeigen, dass der Diakonie immer noch anhaftet, zu sehr auf der Seite der Menschen und zu wenig auf der Seite Gottes zu stehen. Wie anders kann man sonst verstehen, dass der lateinamerikanische Befreiungstheologe und Jesuit Jon Sobrino vor drei Jahren eine Beanstandung seiner Lehraussagen durch die Glaubenskongregation über sich ergehen lassen musste? Im Konkreten warf die Glaubenskongregation ihm vor, zu sehr die Solidarität mit den Armen und Unterdrückten in der Welt zu betonen und zu wenig den Glauben und die Erlösung durch Jesus Christus hervorzuheben. – Diesem Konflikt um das Armutsverständnis und die christologischen Optionen der Befreiungstheologie geht jüngst Paul Weß in seinem Buch „Gott, Christus und die Armen“ nach.

Caritaswissenschaftliche Lehrstühle sind im Übrigen auch Mangelware. Es gibt in Österreich einen einzigen Lehrstuhl für Caritaswissenschaften in Linz. Und in ganz Deutschland gibt es zwei Lehrstühle – in Passau und Freiburg, übrigens der Wiege des deutschen Caritasverbandes, übrigbleiben wird.

In der eigenen pastoraltheologischen Zunft wurde das Thema der Diakonie in den vergangenen Jahrzehnten von einigen Kollegen explizit thematisiert; ich nenne dazu nur meinen geschätzten Lehrer Ottmar Fuchs und jüngst Herbert Haslinger mit seinem Buch „Diakonie. Grundlagen für die soziale Arbeit der Kirche“. Und doch kann es vorkommen, dass z.B. der Münchner Pastoraltheologe Andreas Wollbold in

seiner Pastoraltheologie die Diakonie nicht unter die Grunddienste der Kirche zählt sondern unter den „Leitungsdienst“ subsumiert.

Die Bedeutung der Diakonie dürfte deutlich geworden sein. Was hat ein solcher Ansatz aber für konkrete Konsequenzen? Neben vielen möglichen möchte ich exemplarisch die ekklesiologischen Konsequenzen näher ausführen – also die Konsequenzen einer diakonischen Theologie und einer sich diakonisch verstehenden Pastoral für die Kirche selbst.

4. Konsequenzen für die Kirche

4.1. Strukturen und Ämter von der Diakonie her denken

Die katholische Kirche in unserem Land ist in den letzten Jahren vor allem an einem Thema dran: wie es mit der Pastoral angesichts knapper werdender Ressourcen sowohl im personellen Bereich (also dem Priestermangel, aber auch den Kirchenausritten) als auch im finanziellen Bereich weitergeht. Und es werden Strukturänderungen angedacht vor allem auf der Pfarreebene. Soweit ich diese Prozesse in Österreich und in Deutschland in den letzten Jahren verfolgt habe, ist dabei das implizite oder explizite Leitprinzip die Frage, wie man mit den vorhandenen Priestern eine bestmögliche Versorgung der Gläubigen gewährleisten kann.

Meine Frage ist nun aber im Blick auf die zuvor genannten Kriterien: müsste man die Strukturfrage nicht auch von der Diakonie her angehen? Man könnte ja auch fragen: Welche Strukturen dienen tatsächlich welchen Personen? Und dass hier die Kirche vor Ort, die kleine, überschaubare Gemeinschaft in der Nähe eine immense Bedeutung hat, zeigen nicht nur die Strukturhinweise aus Lk 9, sondern auch z.B. eine wachsende Pfarrcaritas.

Der emeritierte Professor für Pastoraltheologie in München, Ludwig Mödl, ist gerade dabei, die Geschichte der Diakonie und des Diakonats vor allem in den ersten Jahrhunderten und im Mittelalter zu erforschen. Und er meint, dass in den ersten Jahrhunderten das zentrale Strukturelement gerade nicht die Frage der Messorte, sondern die Frage nach der bestmöglichen Organisation der Diakonie war.

Aus verschiedensten Gründen, die hier anzuführen den Rahmen sprengen würde, wurde der Diakonats aber auch als Amt in der Kirche abgewertet und zurückgedrängt und hat erst mit dem II. Vatikanum wieder einen größeren Stellenwert erhalten. Gerade in den letzten Tagen kamen z.B. die Meldungen, dass in St. Pölten 40 Jahre ständiger Diakonats gefeiert wird – oder dass in Linz der hundertste ständige Diakon geweiht worden ist. Österreichweit gibt es derzeit ca. 700 Diakone.

Ich halte die Aufwertung aber auch die diakonische Profilierung dieses Amtes für theologisch unverzichtbar und für überlebensnotwendig für die Kirche – und ich halte hier vom biblischen Zeugnis her und auch aus der bezeugten Praxis der frühen

Kirche die Weigerung, Frauen zumindest zum Diakonenamt zuzulassen, für theologisch unhaltbar und ekklesiologisch fatal.

Eine von der Diakonie her denkende Kirche würde nicht auf die Idee kommen, auf das Potential so vieler Frauen und Männer zu verzichten, den Auftrag Jesu zu erfüllen, den Menschen in ihrer Not beizustehen. Strukturen und Ämter der Kirche sind – bei aller Bedeutung der Tradition unserer Kirche – von ihrem Ziel her zu gestalten und zu verstehen: nämlich dem Heil der Menschen zu dienen.

4.2. Kirche diakonisch wachsen lassen

Die diakonische Ausrichtung hat des Weiteren eine wichtige Bedeutung für den Aufbau und das Wachstum der Kirche. Dies wird z.B. in den paulinischen Gemeinden ersichtlich, in denen Paulus die Sammlung für die Jerusalemer Urgemeinde stark forciert. Dabei geht es ihm einerseits (eklesiologisch) um die Sammlung als Gabe der Gemeinschaft, somit also um den „Vollzug der Gemeinde als Leib Christi in ökumenischer Weite“,⁸ andererseits aber auch (christologisch) darum, dem Handeln Jesu nachzueifern, der „euret wegen arm wurde, um euch durch seine Armut reich zu machen“ (2Kor 8,9). Die diakonische Ausrichtung der Gemeinde ist so nicht nur ein Dienst unter anderen, sondern gehört wesentlich zum innersten Kern ihrer Identität.⁹

Dass dieser selbstverständliche Dienst am Nächsten, die Sorge für die Armen, Kranken und Notleidenden auch einen missionarischen Effekt hatte, benennen Untersuchungen des sozialen Umfeldes des NTs, die in der Wohltätigkeit und der Großzügigkeit gegenüber den Armen das vielleicht herausstechendste Merkmal der Christen sehen, das gerade auf viele Außenstehende sehr anziehend gewirkt hat.¹⁰

Gerade wenn in jüngster Zeit die Rede von einer „missionarischen Kirche“ bzw. einem „missionarisch Kirche sein“ so attraktiv geworden ist, scheint es mir unumgänglich zu sein, diese Mission auch diakonisch zu verstehen: also als Sendung, den Menschen zu helfen.

Auch hier kann an der gewählten Bibelstelle angesetzt werden: Jesus ist es, der seine Jünger sendet – an anderer Stelle mit dem Auftrag zur Verkündigung, hier aber explizit mit dem Auftrag, den Menschen in einer Notlage zu helfen.

Peter Hünemann meint, dass es zum Wesen von Kirche gehört, „das Geheimnis des sich verschenkenden Gottes“ sichtbar zu machen. Das ist nämlich das, was in Lk 9 die Notlage eigentlich beendet: Gott ist es, der den Menschen Nahrung in Fülle schenkt. Oder wie es Hünemann treffend formuliert: Die Diakonie Gottes geht

⁸ Andreas Obermann, *Wesenszüge dienender Gemeinden im Neuen Testament*, 2000, 51.

⁹ Ebd. 52, resümiert, dass Kirche ohne sozialen Ausgleich nicht wahrhaft Kirche als Gemeinschaft des Leibes Christi sein kann!

¹⁰ John E. Stambaugh / David L. Balch, *Das soziale Umfeld*, 1992, 52. Sie verweisen dabei auf Lukian und Julian.

unserer Diakonie immer voraus. Darin liegt für mich auch die große Entlastung im diakonischen Auftrag. Denn wie den Aposteln stehen wir ja auch vor Notlagen, die wir unmöglich mit unseren Mitteln lösen können. Christlich ist von uns auch nicht gefordert, alle Nöte zu lindern – sondern unsere Möglichkeiten und Fähigkeiten in all ihrer Begrenzung einzusetzen – im Vertrauen, dass Gott das Seine dazutut.

4.3. Diakonie als Weg zur Gottesbegegnung anerkennen

Damit bin ich bei der Frage gelandet, welche Rolle Gott in der Diakonie spielt. In Zeiten von Ressourcenverknappung ist schnell der Ruf zu hören: Wir müssen uns auf das Wesentliche konzentrieren – und es beginnt die Suche nach dem sogenannten „Kerngeschäft“. Dieses wird in vielen Pastoralplanungen zwar schön dargestellt mit Feiern, Verkündigen und den Menschen helfen. In der Konkretion der Planung und in der Personalzuteilung landet man aber schnell bei der Liturgie und der Sakramentenspendung. Denn den sozialdiakonischen Einsatz können auch andere Hilfsorganisationen leisten. Dabei wird aber meines Erachtens ein wesentlicher Punkt übersehen: dass nämlich genau die Diakonie ein, wenn nicht sogar der Weg zur Gottesbegegnung ist – zumindest für viele Menschen.

Wenn man die Aussagen im Matthäusevangelium Kap. 25, der Weltgerichtsrede, ernst nimmt, wo Jesus deutlich sagt, dass man ihm gerade in den Hungrigen, Kranken, Gefangenen begegnen kann, dann wird deutlich: sozialdiakonischer Einsatz führt nicht weg von Gott! Da ich Gott in jedem Menschen, vornehmlich aber in den Armen, Unterdrückten und Leidenden begegne, ist Diakonie ein zutiefst spirituelles Geschehen und gehört somit zumindest ebenso zum Kerngeschäft von Kirche wie Liturgie und Verkündigung. Die Zuordnung „Diakonie ist Weltdienst, Liturgie ist Heildienst“ bzw. überhaupt eine Unterscheidung von Welt- und Heildienst ist nach dem II. Vatikanum obsolet, wie Herbert Haslinger sehr schön nachweist.¹¹ Denn der Dienst der Kirche in der Welt ist zugleich auch Dienst am Heil der Menschen.

4.4. Den Menschen etwas zutrauen

Wichtig ist bei Jesus, dass er seinen MitarbeiterInnen etwas zutraut und von ihnen etwas erwartet. Die diakonische Option, die darin enthalten ist, lautet: Wo den Menschen etwas zugetraut wird, ist es möglich, dass Hunger gestillt wird; dass „Fülle“ da ist – und Fülle ist ein Zeichen für das Reich Gottes, wie es symbolisch die vollen 12 Körbe mit den Brotresten nach der Brotvermehrung zeigen.

Die AdressatInnen seines pastoralen Handelns sind aber gar nicht primär die ausgewählten Jünger, sondern alle Menschen, die zu ihm kommen. Jesus versteht sich sogar vornehmlich als zu den Armen, den Ausgestoßenen und Sündern gesandt.

¹¹ Vgl. Haslinger, Diakonie, 163-166.

In Lk 9 zeigt sich dabei ein interessanter Aspekt im Versuch der Jünger, die Menschen wegzuschicken. Es ist die Frage nach den Inklusions- und Exklusionsmechanismen in einer Gemeinschaft. Wer gehört aus welchen Gründen dazu – und wer wird ausgeschlossen? Für wen reicht das, was man hat, noch aus – und für wen hat man nichts mehr? Ich meine diese Frage nun überhaupt nicht auf der persönlich-moralischen Ebene, sondern sehe sie als eine ekklesiologische Frage an: Wem gilt unsere Pastoral? Und was trauen wir uns selbst zu?

Unser pastorales Handeln ist vor diesem Hintergrund daraufhin anzuschauen, wie unsere Prioritäten verteilt sind. Kirche und ihre Pastoral sind nicht Selbstzweck, sondern stehen im Dienste dieses Heils – und zwar eines Heiles, das allen Menschen gilt. Kirche ist Sakrament dieses Heils, Zeichen und Werkzeug; in den Dienst genommen von dem, der den wahren Hunger stillen kann.

5. Optionen für eine diakonische Pastoral

Welche Optionen ziehe ich aus dieser Analyse für mein Fach, die Pastoraltheologie – und für die pastorale Arbeit von Kirche?

Die Optionalität für jene, die zu kurz kommen, unterdrückt werden oder zu Verlierern eines Systems gemacht werden, stellt ja einen zentralen Aspekt des Volkes Gottes dar, weil Jesus selbst sich auf deren Seite gestellt hat. Das Volk Gottes hat zeichnerhaft, sakramental, dieses Handeln Jesu in der Welt darzustellen. Diese Darstellung muss (mit Worten von Stefan Knobloch) zeichnerhaft in Taten geschehen „an den Orten und in den Lebenszusammenhängen, in denen das Leben der Menschen bedroht, erniedrigt, der Würde beraubt ist und es sich nicht selbst aus der Zone des Elends befreien kann, in erniedrigender Armut und struktureller Ungerechtigkeit.“¹² Diese Optionalität gilt es auf allen Ebenen pastoralen Handelns durchzuhalten: in den Gemeinden, Pfarrverbänden und auf diözesaner Ebene.

Der Anspruch von „Optionalität“ liegt darin, dass sich Kirche bzw. auch wissenschaftliche Theologie nicht auf innere Probleme und Sorgen zurückziehen darf, sondern sich von konkreten Sorgen vor Ort (und dahinter stehen ja auch konkrete Menschen) herausfordern lassen muss. Das aber bedeutet einen Standortwechsel: Die Geschichte (und damit ist auch die je aktuelle gemeint) ist aus dem Lebenskontext der Opfer und Leidtragenden zu interpretieren, nicht aus dem Blickpunkt der Mächtigen, der Doktrin oder des Systems.

5.1. Wahrnehmung lernen

Der erste und nicht unwesentlichste Schritt besteht darin, Nöte wahrzunehmen. Dazu bedarf es geeigneter Methoden der Wahrnehmung. Es bedarf einer Wahrnehmungsschulung – denn wie die Geschichte zeigt, kann auch Wahrnehmung ideologie-

¹² Stefan Knobloch, Kirche, 164.

geleitet sein: Welche Nöte werden übersehen? Welche Personengruppen kommen aus welchen Gründen nicht in den Blick? Diese Wahrnehmung hat aus meiner Sicht methodisch sowohl durch einen empirischen Blick auf die je aktuelle Wirklichkeit zu erfolgen – als auch durch einen hermeneutischen, die biblischen Texte und die Tradition für das Heute erschließenden Blick, den ich heute in diesem Vortrag zu machen versuche.

Ottmar Fuchs fasst diese Fragestellung in seinem für die Thematik wegweisenden Buch „Heilen und befreien“ so zusammen:

„Zwei Begabungen werden innerhalb des ‚Sehens‘ der Diakonia besonders rege miteinander zu tun haben: nämlich die *barmherzigkeitsgeleitete Wahrnehmung* und die *gerechtigkeitsorientierte Analyse*: damit die individuelle Hilfeleistung nicht zur stabilisierenden Therapie am System wird und damit umgekehrt die Strukturkritik die Leidenden nicht aus dem Blick verliert und mit ihnen lieblos umgeht.“¹³

Die Wahrnehmung hat sich somit sowohl auf die Personen als auch auf die Strukturen zu richten; sie hat Inklusions- und Exklusionsmechanismen aufzudecken. Sie hat den Blick dafür zu schärfen, wo persönliche Hilfe vor Ort nötig ist – und wo es um eine Veränderung in den Strukturen oder in einem System geht.

5.2. Personenorientiert handeln

Eine diakonische Theologie und Pastoral blickt aufmerksam auf die handelnden Personen – seien es haupt- oder ehrenamtlich Tätige. Gerade in der Ausbildung von Hauptamtlichen scheint mir die Betonung des Dienstes zentral zu sein: Pastorales Handeln ist ein Handeln, das durch Sendung ermächtigt ist, das sich aber niemals der Menschen be-mächtigen darf. Die Sendung durch Jesus, vermittelt durch die Kirche, nimmt in Pflicht und ist nicht beliebig. Sie ist aber Ermächtigung zum Dienst für die Menschen.

Und wem gilt dieser Dienst? Eine diakonische Pastoral fragt nicht zunächst nach Kirchenmitgliedschaft oder Glaubenseinstellung, sondern sie fragt nach den Sorgen und Nöten, die der jeweilige Mensch hat. Wir können uns die Personen nicht aussuchen, denen wir helfen – sie sind uns mit ihrer Not aufgetragen, egal ob schuldhaft oder schuldlos in Not geraten, und egal, ob wir wollen oder nicht.

In diesem Sinne bedeutet „diakonische Kirche sein“ zugleich solidarisch sein mit den Menschen. Gerade bei abnehmenden finanziellen Ressourcen ist die Frage, wofür man das vorhandene Geld einsetzt. Paul Michael Zulehner hat diese Option treffend formuliert: Es geht um „Sorge um Beine statt Steine“ – die Sorge um die Menschen muss somit absoluten Vorrang haben vor einer Sorge um den Erhalt von Gebäuden und Strukturen.

¹³ Ottmar Fuchs, Heilen und befreien, 94.

5.3. Diakonie und Liturgie zusammen denken

Was ist die Nahrung, die wir den Menschen für ihren je unterschiedlichen Hunger anbieten können? Die Auslegungstradition von Lk 9,13 lässt es offen, ob es um den konkreten physischen Hunger nach Nahrung oder um den Hunger nach Gerechtigkeit, also um einen geistlichen Hunger geht, von dem in den Seligpreisungen die Rede ist. Ich meine, dass diakonisches Handeln genau diese Spannung auch aushalten kann und sich nicht auf die eine oder andere Seite hin schlagen sollte.

Was eine universitäre Theologie bieten kann, das ist die Zurüstung von Menschen mit dieser geistlichen Nahrung und mit einem Sensorium, die Nöte der Menschen wahrzunehmen.

Zu dieser Option gehört für mich die Frage der Verhältnisbestimmung von Diakonie und Liturgie. Jesus ist derjenige, der die Menschen sättigt: in den Erzählungen von der Brotvermehrung, aber auch beim Brechen des Brotes. Und er ist derjenige, der am Abend vor seinem Leiden zwei unterschiedliche Handlungen den Jüngern zur Nachahmung und zum Gedenken anvertraut: Brot und Wein als Zeichen seiner Gegenwart; aber auch die Fußwaschung als Ausdruck seines Verständnisses der Verantwortung füreinander.

Nach Hans Urs von Balthasar ist die Fußwaschung ebenso ein Sakrament wie die Eucharistiefeier– aber eines, das vor den Kirchentüren gespendet wird!

Der Inhalt der Diakonie ist also in jedem Fall ein Handeln im Horizont des anbrechenden Reiches Gottes: sowohl jenes Handeln, das den Menschen in ihrer Not beisteht, als auch jenes, das sich stellvertretend für alle Menschen zum Gottesdienst versammelt. Und dieser diakonische Auftrag sollte auch in unseren liturgischen Feiern sichtbar werden.

5.4. Imperative hinterfragen

Jesus gibt den Jüngern einen Befehl. Er spricht im Imperativ zu ihnen: „Gebt!“ „Dote!“ Damit ist ausgedrückt, dass der diakonische Einsatz für die Jünger nichts Beliebiges ist, für oder gegen das sie sich entscheiden könnten; vielmehr ist es ein Auftrag Jesu, der genau so wichtig ist wie der Auftrag zur Verkündigung. Wie Jesus seine Jünger zum Verkündigen und zum Heilen ausgesandt hat, so sendet er sie auch, den Menschen zu helfen.

Imperative haben von ihrem lateinischen Wortsinn her mit „Herrschen“ zu tun und stellen damit nicht unbedingt den Wortgestus dar, den man sich im Zusammenhang mit Diakonie, mit „Dienst“ erwarten würde. Man könnte es ein christliches Paradox benennen: Es gibt eine unbedingte Verpflichtung zum Dienst.

Imperative haben keinen Selbstzweck, sondern sind auf ihre Begründung hin anzusehen. Eine Pastoral des „Müssens“ und „Sollens“ kann sehr schnell zur Überforderung führen und spiegelt ein Machtverhältnis wider zwischen jenen, die Befehle erteilen, und jenen, die solchen Aufforderungen zu folgen haben.

Jesus gibt seinen Jüngern immer wieder klare Aufträge und Anweisungen. Wie aber schon bei den 10 Geboten sind diese Imperative eingebettet in einen größeren Zusammenhang der Heilszusage: Weil Gott sein Volk aus Ägypten geführt und gerettet hat, deshalb folgen die Gebote, damit das Volk auf dem eingeschlagenen Heilsweg bestehen kann.

Die Basis der Imperative Jesu ist der Indikativ, die Zusage des anbrechenden Reiches Gottes. Seine Imperative sind abgedeckt durch seinen persönlichen Ganzeinsatz. Kirchliche Sprache ist daher auch darauf hin anzusehen, wo sie Menschen zu Recht in Pflicht nimmt und diesen Anspruch auch selbst abdeckt – und wo die Imperative Menschen Gewalt antun.

Als Selbstverpflichtung sehe ich hier eine Aufgabe des Bereichs der Kerygmantik, der Verkündigungslehre, die als Auftrag des Instituts gegeben ist: Mich auf die Suche zu machen nach einer Sprache und nach Formen der Verkündigung, die nicht bevormundend, sondern befreiend und heilend – also im besten Sinne diakonisch sein können.

5.5. Politisch denken: Diakonie als Anwaltschaftlichkeit

Eine letzte Option lässt sich an der Intervention der Jünger festmachen: Sie nehmen eine Notsituation wahr – aber sie weisen die Verantwortung von sich. Doch Jesus verpflichtet sie darauf, den Menschen zu helfen. Er macht sich gewissermaßen selbst zum Anwalt ihrer Not und überträgt diese Verantwortung an die Zwölf und damit an die Kirche.

In der Profilbildung der Caritas findet sich in letzter Zeit sehr häufig dieser Aspekt der Anwaltschaftlichkeit. Im Hintergrund steht die Erfahrung, dass keine Organisation alle Nöte lösen und alle Leiden lindern kann. Anwaltschaftlichkeit meint eine bewusste Parteinahme für Menschen in Not – ungeachtet ihrer religiösen, sozialen oder ethnischen Herkunft. Jesu Gerechtigkeitsverständnis, seine Zuwendung zu Sündern und Ausgestoßenen, hat öffentlich Anstoß erregt. Er hat jegliche politische Macht in dieser Welt abgelehnt – und dennoch war sein Handeln ein zutiefst politisches, weil er herrschende Machtverhältnisse hinterfragt und Unterdrückungsverhältnisse aufgedeckt hat.

Im Wissen um die Begrenztheit der eigenen Möglichkeiten ist unter dem Aspekt der Anwaltschaftlichkeit diese politische Dimension von Diakonie ein wesentlicher Teil einer diakonischen Theologie und einer diakonischen Kirche: Es geht eben nicht nur darum, die je konkrete Not einzelner Menschen zu lindern, sondern es geht auch

darum, das System zu ändern, das Nöte hervorruft oder fördert, und sich für Gerechtigkeit stark zu machen.

Dieser systemische Blick wird an Lk 9 deutlich: im Gegensatz zur Paradedecke der Diakonie, dem Gleichnis vom barmherzigen Samariter, geht es hier nicht primär um eine individuelle Not und den diakonischen Auftrag an eine Einzelperson; sondern es geht um die Not vieler und die Verantwortung einer Gemeinschaft für die Linderung der Notlage.

Politisch denken heißt aber auch, dass die Diakonie nicht nach Religionszugehörigkeit oder Pfarrgrenzen fragt, sondern nach den kirchlichen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und sozialen Möglichkeiten, konkrete Not zu lindern oder wenn möglich zu verhindern.

6. Schluss: Kann man zu diakonisch sein?

Ich hatte in meiner Abschiedsvorlesung in Graz vor drei Jahren zur diakonischen Verkündigung die Frage gestellt, ob man zu diakonisch sein kann. Meine Erfahrung in den Gesprächen und den Forschungen der vergangenen Jahre zeigen mir, dass die Frage zu recht gestellt war. Es ist nicht einfach, die diakonische Option stark zu machen.

Und müsste sich nicht angesichts von unbarmherzigen Asylverfahren, fremdenfeindlichen Wahlkampagnen und angesichts von Menschen, die auch bei uns an und unter der Armutsgrenze leben – müssten sich da nicht auch die Kirche und die Theologie fragen (und das ist in diesem Fall für mich auch eine Selbstverpflichtung für meine Theologie und mein Forschen): Kann ich da überhaupt zu diakonisch sein? Nein!

Alfred Delp hat im Gefängnis kurz vor seiner Hinrichtung geschrieben: „Das Schicksal der Kirchen wird in der kommenden Zeit nicht von dem abhängen, was ihre Prälaten und führenden Instanzen an Klugheit, Gescheitheit, ‚politischen Fähigkeiten‘ usw. aufbringen. Wir haben durch unsere Existenz den Menschen das Vertrauen zu uns genommen. ... Von zwei Sachverhalten wird es abhängen, ob die Kirche noch einmal einen Weg zu diesen Menschen finden wird.“ Und Delp nennt zunächst die Einheit der Christen. Das zweite aber ist „die Rückkehr der Kirche in die ‚Diakonie‘: in den Dienst der Menschheit. Und zwar in einen Dienst, den die Not der Menschheit bestimmt, nicht unser Geschmack ... Es wird kein Mensch an die Botschaft vom Heil und vom Heiland glauben, solange wir uns nicht blutig geschunden haben im Dienst der physisch, psychisch, sozial, wirtschaftlich, sittlich oder sonstwie kranken Menschen.“¹⁴

¹⁴ Alfred Delp, Das Schicksal der Kirchen, in: Roman Bleistein (Hg.), Gesammelte Schriften 4. Aus dem Gefängnis, Frankfurt/M. 1984, 318-323, hier: 318.

Und Delp schließt mit der Aufforderung, sich diesen Menschen aktiv zuzuwenden. „'Geht hinaus', hat der Meister gesagt, und nicht: ‚Setzt euch hin und wartet, ob einer kommt.“

Oder – so könnte man es mit Lk 9,13 auch sagen: Wartet nicht, ob sich die Menschen selbst irgendwo ihren Hunger zu stillen vermögen. „Gebt ihr ihnen zu essen!“

Weiterführende Literatur

Herbert Haslinger, Diakonie. Grundlagen für die soziale Arbeit in der Kirche, Paderborn u.a. 2009.

Ulrike Hudelmaier, zu verkünden und zu heilen (Lk 9,2). Entwurf eines humanwissenschaftlich und biblisch begründeten Handlungsmodells zur Stärkung der gemeindlichen Diakonie (Tübinger Perspektiven zur Pastoraltheologie und Religionspädagogik 27), Berlin 2006.

Klaus Kießling (Hg.), Ständige Diakone – Stellvertreter der Armen?, Berlin 2006.

Joachim Kügler, Hungrig bleiben!? Warum das Mahlsakrament trennt und wie man die Trennung überwinden könnte, Würzburg 2010.

Rudolf Pesch, Über das Wunder der Brotvermehrung, oder: Gibt es eine Lösung für den Hunger in der Welt?, Frankfurt/Main 1995.

Johann Pock, Verkündigung und Diakonie. Über eine untrennbare Verbindung, in: Diakonia 39 (4/2008) 270-275.

Johann Pock, Pastoraltheologie als Anwältin der Anderen und des Andersseins, in: Pastoraltheologische Informationen 28 (2008/2), 216-234.

Heinz Schürmann, Das Lukasevangelium. Erster Teil: Kommentar zu Kap. 1,1-9,50 (Herders Theologischer Kommentar zum NT III/1), Freiburg u.a. ⁴1990.